Seit Jahrhunderten pflegen wir ein Bild, das so hartnäckig ist wie der Kontrabass-Part in einer spätromantischen Sinfonie: Der Künstler oder die Künstlerin als asketische Gestalt, die sich einzig von Luft, Liebe und der eigenen Schöpfungskraft ernährt – die „brotlose Kunst“ als romantisches Schicksal. Doch so einfach ist es nicht …

Während wir noch von der vergeistigten Bohème träumen, die in abgewrackten Hinterhöfen an der nächsten großen Sinfonie oder dem perfekten Song-Text feilt, lohnt mal ein Blick in eine wenig beachtete Auswertung der Künstlersozialkasse (KSK) für das Jahr 2025. Daten, die wie ein eiskalter Regenschauer auf die wohlige Romantik des brotlosen Künstler*innendaseins wirken.

Wenn wir heute auf das „Durchschnittseinkommen“ blicken, offenbart sich ein Mosaik aus erschreckenden Prekaritäten und vereinzelten Lichtblicken. Wir sprechen hier nicht von den glitzernden Ausnahmen der Pop-Industrie wie Taylor Swift, deren Gagen in den Millionen schwelgen, sondern von der breiten Basis: von denjenigen, die unser kulturelles Rückgrat bilden. 53.370 Personen sind in der Sparte Musik 2025 als freiberuflich Tätige in der KSK gemeldet. Ihr durchschnittliches Jahresarbeitseinkommen? Gerade einmal 16.982 Euro.

Rechnen wir das für den Alltag herunter, landen wir bei einem monatlichen Bruttobetrag von etwa 1.415 Euro. Ein Betrag, der uns unweigerlich die Frage stellt: Wovon leben die?! Ist das noch eine tragfähige Lebensgrundlage oder bereits die staatlich verwaltete Armutsgrenze? *„Die vorliegenden Daten zum prognostizierten Einkommen spiegeln das zum 1. Januar für das laufende Jahr erwartete durchschnittliche Jahresarbeitseinkommen aus der künstlerischen Haupttätigkeit wider“*, erläutert das Deutsche Musikinformationszentrum (miz) nüchtern. Es ist ein Zahlenwerk, das nicht singt, nicht tanzt, sondern mit brutaler Präzision zeigt, wie schmal der Grat zwischen künstlerischer Leidenschaft und existenzieller Bedrohung tatsächlich ist.

Schreiben steht über Spielen

Werfen wir nun mal einen Blick unter die Motorhaube der Branche. Das Bild der Gleichheit innerhalb der Musikszene erweist sich bei näherem Hinsehen als Trugschluss, als eine bunte Fassade, hinter der sich tief gegrabene Gräben verbergen. Die Studie macht deutlich: Die künstlerische Disziplin bestimmt oft über den Kontostand.

Da sind die Urheber*innen, die Architekt*innen der Klänge. Wer als Komponist*in tätig ist, landet bei einem durchschnittlichen Jahresarbeitseinkommen von 26.442 Euro. Es ist ein Betrag, der sich im Vergleich zum Gesamtschnitt von 16.982 Euro geradezu wie ein Luxus anfühlt – ein einsamer Gipfelpunkt in einer Landschaft, die sonst eher flach bleibt. Librettist*innen und Textdichter*innen führen das Feld mit 27.623 Euro sogar noch an. Doch wehe dem, der sich auf die Bühne stellt, um diese Töne in die Welt zu tragen. Hier wird das „Hochgebirge technischer Schwierigkeiten“, das die Musiker*innen tagtäglich durchmessen, nur mäßig entlohnt.

Betrachten wir die Ausübenden: Eine Orchester- oder Bühnenmusiker*in muss im Schnitt mit 13.804 Euro pro Jahr auskommen. Das ist ein existenzielles Nadelöhr. Vergleichen wir dies mit der Welt der Pop-, Rock- und Unterhaltungsmusik, wo das Durchschnittseinkommen für Musiker*innen bei 19.674 Euro liegt, wird ein ökonomisches Gefälle sichtbar, das Fragen nach der gesellschaftlichen Wertschätzung von Hochkultur und Unterhaltung aufwirft. Und die Jazzmusiker*innen? Sie balancieren als improvisierende Poet*innen zwischen den Welten und finden sich statistisch bei 14.678 Euro wieder.

Doch die Musikszene besteht nicht nur aus den Protagonist*innen im Rampenlicht. In den Schatten der großen Bühnen arbeiten die „stillen Motoren“ des Betriebs. Musikpädagog*innen, die das Fundament für die nächste Generation legen, kommen auf 14.791 Euro. Künstlerisch-technische Mitarbeiter*innen, die dafür sorgen, dass jeder Ton technisch brillant beim Publikum ankommt, verdienen mit 21.361 Euro zwar etwas mehr, bleiben aber weit von den Gagen entfernt, die in anderen Branchen bei vergleichbarer Spezialisierung üblich sind.

„Die vorliegenden Daten ermöglichen keine Berechnung der Medianeinkommen oder weiterer statistischer Kennwerte, die Auskunft über die Einkommensverteilungen innerhalb der aufgeführten Gruppen geben“, mahnt das *miz* zur Vorsicht. Dennoch ist die Botschaft unmissverständlich: Wer den Zauber der Musik verbreiten will, zahlt oft mit einer prekären finanziellen Stabilität. Es ist ein bizarrer Kontrast – während die Musik das Leben jedes Einzelnen bereichert, atmet und singt, bleibt der Geldbeutel derer, die sie ermöglichen, oft erstaunlich leer.

Gender Pay Gap als Realität

Wenn wir den Vorhang beiseiteziehen, offenbart sich hinter der glitzernden Fassade der Musikbranche aber noch ein Riss, der tiefer geht als die bloße Unterscheidung

Copyright © SuedKultur - Tiefgang | www.tiefgang.net/ | 2

der Genres. Es ist der Gender Pay Gap, jene statistische Schlucht, die sich bei Licht besehen auftut. Das *miz* liefert hierzu keine bloßen Zahlen, sondern ein Sittenbild: Während das durchschnittliche Jahresarbeitseinkommen über alle Tätigkeitsbereiche hinweg für Männer bei 19.078 Euro liegt, müssen sich Frauen im Schnitt mit 13.859 Euro begnügen.

Das ist kein bloßer Zufall, das ist eine strukturelle Schieflage. Betrachten wir etwa die Komponistinnen: Ein männlicher Komponist kalkuliert für 2025 ein durchschnittliches Jahresarbeitseinkommen von 28.072 Euro, seine Kollegin hingegen steht bei 15.542 Euro. Dieser Unterschied von über 44 Prozent lässt den Begriff „brotlose Kunst“ für viele Komponistinnen zur bitteren Realität werden. Auch bei den Sänger*innen (Lied, Oper, Operette, Chor) klafft die Schere weit auseinander: Männer kommen hier auf 18.609 Euro, Frauen auf lediglich 12.567 Euro. Mehr als 500 Euro monatlich!

Dabei bleibt der Gender Pay Gap in dieser Statistik „unbereinigt“ – das bedeutet, Faktoren wie Erwerbsunterbrechungen oder die ungleiche Verteilung von Familienarbeit werden hier noch gar nicht explizit herausgerechnet, sondern wirken als zusätzlicher Brennstoff in dieser ökonomischen Dysbalance. Es ist, als würde man bei einem Konzert verlangen, dass die Musikerinnen auf der linken Seite des Orchestergrabens das gleiche Stück spielen wie die auf der rechten – nur dass die eine Seite für ihre Arbeit einen goldenen Lohn erhält, während die andere Seite mit Krümeln abgespeist wird.

„Bei der Interpretation der ausgewiesenen Durchschnittseinkommen ist zu beachten, dass diese empfindlich sind für hohe Ausreißerwerte“, warnt das *miz*. Doch diese statistische Vorsicht kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir hier von einer Generation von Künstlerinnen sprechen, die unter dem Druck finanzieller Prekarität ihre Leidenschaft zur Profession erhebt. Wenn die statistische Kurve für den Gender Pay Gap bei den ausübenden Künstlerinnen im Jahr 2025 bei 28,3 Prozent verharrt, dann ist das mehr als nur eine Zahl – es ist ein Aufruf, endlich die Debatte über den wahren Wert kultureller Arbeit zu führen, fernab von romantischen Verklärungen.

Zwischen Pandemie und zäher Erholung

Blicken wir dann mal auf einen längeren Zeitraum statt auf den Moment, also auf die letzten Jahre, entfaltet sich vor uns eine Kurve, die man kaum als lineare Entwicklung bezeichnen kann; es ist ein wildes Auf und Ab, ein EKG der kulturellen

Copyright © SuedKultur - Tiefgang | www.tiefgang.net/ | 3

Betriebsamkeit. Die Prognosen für das Jahr 2020, erstellt kurz vor dem großen Einbruch durch die Pandemie, fungieren in der Statistik heute als schmerzhafter Referenzpunkt. Sie markieren das Ende einer vermeintlichen Normalität, bevor die Krise brutal mitten in die Erwerbsbiografien von 53.370 freiberuflich Musikschaffenden grätschte.

Die Zahlen sind ein beredtes Zeugnis dieser Jahre: Während das durchschnittliche Jahreseinkommen im Jahr 2020 noch bei 14.191 Euro dümpelte, stieg es bis zur Prognose für 2025 auf 16.982 Euro. Ein Zuwachs auf dem Papier, der jedoch wie ein hohler Klang im leeren Konzertsaal verhallt, wenn man die Inflation und die veränderten Lebenshaltungskosten gegenrechnet. Interessant ist dabei die Entwicklung der „Urheber*innen“: Deren Einkommen sprang von 20.031 Euro (2020) auf 26.442 Euro im Jahr 2025 – eine bemerkenswerte Resilienz derer, die aus dem Schatten heraus die Klänge liefern.

Doch schauen wir in den Orchestergraben oder auf die kleinen Bühnen, wo die ausübenden Künstler*innen ihr Handwerk verrichten, zeigt sich ein anderes Gesicht. Die Pandemie wirkte hier wie ein Brandbeschleuniger für strukturelle Defizite. Die Schere zwischen den Geschlechtern, der „Gender Pay Gap“, ist dabei kein statisches Phänomen; sie atmet mit der wirtschaftlichen Lage. Bei den ausübenden Künstlerinnen sprang die Lücke von 26,3 Prozent im Jahr 2019 auf zwischenzeitliche 28,9 Prozent im Pandemie-Jahr 2020, bevor sie sich zur Prognose für 2025 bei 28,3 Prozent einpendelte.

„Die vorliegenden Daten ermöglichen keine Berechnung der Medianeinkommen“, heißt es im Hinweis des *miz*, was uns daran erinnert, dass hinter jedem statistischen Mittelwert ein individuelles Schicksal steht – die Geigenlehrerin, deren Schülerzahlen einbrachen; der Jazz-Pianist, dessen Club-Gigs ersatzlos gestrichen wurden. Wir sehen hier keine bloßen Kurven, wir sehen das Ringen um Professionalität in einem System, das Künstler*innen oft nur als Beiwerk betrachtet. Wenn wir diese Entwicklung betrachten, wird klar: Die Kultur hat sich erholt, aber sie ist gezeichnet. Sie ist nicht mehr dieselbe wie vor 2020 – und die ökonomische Wunde, die der Gender Pay Gap in das Gewebe der Musikszene schneidet, ist längst noch nicht vernarbt.

Die „brotlose Kunst“ ist also kein Schicksal, sondern eine politische Entscheidung. Wenn wir den Zauber der Musik genießen wollen, müssen wir die ökonomische Basis derer, die sie erschaffen, radikal neu bewerten. Wer die Musik liebt, muss ihre Macher*innen schützen – nicht durch Mitleid, sondern durch faire Entlohnung und

geschlechtergerechte Strukturen.

Die Studie ist hier kostenfrei abrufbar: miz.org

***Tiefgang* statt Bezahlschranke:**

[redacted]

Mit einer Spende hilfst du uns, weiterhin unabhängig über die Kulturszene zu berichten:

Konto Kulturspinnerei, GLS Bank, IBAN: DE42 4306 0967 1117 3871 00, Betreff: „Tiefgang“

Related Post



Das Pfeifen auf dem letzten Loch



Integration durch Musik



Mythos, Muse und Miete



Wo der Code die Kunst trifft